

clv

Edna Hong

Tal der Liebe

Ein Junge entdeckt das Leben



Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

Soweit nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen. In Bezug auf die unterschiedliche Wiedergabe des Familiennamens »Bodelschwingh« bzw. »von Bodelschwingh« ist zu beachten, dass die zuletzt genannte Version meist im »offiziellen Sprachgebrauch« zu finden ist.

1. Auflage der überarbeiteten Fassung 2019
(früher erschienen in der SCM Verlagsgruppe GmbH, Holzgerlingen)

Originaltitel: Bright Valley of Love
ursprünglicher Originalverlag: Augsburg Publishing House, Minneapolis, USA

© der deutschen Ausgabe 2019 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
Internet: www.clv.de

Übersetzung: Regine Wolf
Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Fotos Schutzklappen und Umschlag innen:
© by v. Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel, Bielefeld
Druck und Bindung: ARKA, Cieszyn, Polen

Artikel-Nr. 256299
ISBN 978-3-86699-299-3

Inhalt

Vorwort zur Neuauflage 2019	7
Einleitung (1976)	11
»Der taugt zu nichts«	13
Haus Patmos	21
Liebe ist die beste Medizin	29
Die Sprache des Lobpreises	41
Alles hat einen Knacks	53
Ich kann lesen!	71
Beflügelter Glaube	81
Zur Ehre Gottes	95
Die widerwärtigste Zeit	113
Das unvergängliche Königreich	139
Nachwort der Autorin (1976)	169
Nachtrag des Herausgebers (2019)	171
Abkürzungen	173

Vorwort zur Neuauflage 2019

Als die US-Amerikanerin Edna Hong, die Autorin dieses Buches, 1974 zum ersten Mal Bethel besuchte, war sie beeindruckt von dem, was sie dort an echter Frömmigkeit, Nächstenliebe und selbstlosem Dienst an Schwerstkranken sah. Sie bekannte, sie sei noch nie *»... an einem Ort gewesen, wo so wie in Bethel im Sinne des Evangeliums aus der Liebe gelebt wird«*.

Zwei Jahre später erschien ihr Buch *Tal der Liebe* – zunächst in englischer und kurz darauf in deutscher Sprache. Dieses Werk erlebte bis 2004 die erstaunliche Anzahl von 18 Auflagen und wurde zudem noch in zahlreiche weitere Sprachen übersetzt.

Der Gründer von Bethel, Friedrich von Bodelschwingh (1831–1910), der zu den großen Gestalten der Diakonie gehört, hatte vor seinem Tod u. a. in seinem Vermächtnis geschrieben:

»Sehr herzlich möchte ich bitten, dass in unserer Anstalt einerseits das Gepräge der Armut und Niedrigkeit, andererseits der weiten Barmherzigkeit bewahrt bleibe. Nie soll das Geld Königin sein, sondern die Barmherzigkeit. Hierbei wird die Anstalt sich auch materiell am besten stehen. Nicht die festen Kapitalien, sondern der Glaube soll die Sicherheit von Bethel sein und bleiben. Der barmherzige Heiland, der diese Anstalt bisher mit Gnade erhalten hat, wolle allezeit mit seinem teuren Wort und Sakrament in derselben wohnen und walten, damit sein Name gepriesen und Elenden geholfen werde.«

Sein Sohn Friedrich, in diesem Buch liebevoll »Pastor Fritz« (1877–1946) genannt, führte das Werk in diesem Sinne weiter. Nach seinem Tod folgte ihm zunächst Rudolf Hardt, und an-

schließlich war Friedrich von Bodelschwingh III der Letzte aus dieser Familiendynastie, der die Anstalten leitete.

Zu seiner Zeit durfte ich meinen Zivildienst in den Jahren 1966–1968 im Haus »Kapernaum« ableisten und dieses »Tal der Liebe« kennen und schätzen lernen. Zu der Zeit war der von allen Bewohnern Bethels sehr geliebte Anstaltsleiter Pastor Hermann Wilm im Amt, ein guter Freund von Pastor Wilhelm Busch (Essen). Wilms lebendige, humorvolle und erweckliche Predigten, bei denen keiner einschlafen konnte, und auch die von Pastor Kurt Wolf, dem Nazareth-Vorsteher, sind mir bis heute in bester Erinnerung.

Damals fand in allen Häusern jeden Morgen vor der Arbeit eine Andacht mit allen »Brüdern« und Helfern bzw. »Schwestern« und Helferinnen statt. Lied, Bibellese und freies Gebet waren selbstverständlich, und ebenso gab es an jedem Tag mit allen Kranken und zu Betreuenden eine zusätzliche Andacht.

Die vom erwecklich-lutherischen Pietismus geprägte Atmosphäre der Gründer-Väter war damals in Bethel noch deutlich spürbar, auch wenn die Auswirkungen der historisch-kritischen Theologie nicht vor Bethels Türen haltmachten und auch die Soziologie der 1968er damals schon für heftige Diskussionen, Veränderungen und Verärgerungen sorgte.

Wenn man heute Bethel besucht, hat sich vieles verändert. Die meisten Häuser mit den biblischen Namen »Mamre«, »Kapernaum«, »Sarepta«, »Elim«, »Ebenezer«, »Hebron« usw. stehen noch und erinnern an vergangene Zeiten. Viele neue und moderne Häuser sind gebaut worden, um den Kranken das Leben so angenehm und leicht wie möglich zu machen. Das größte Sozialwerk Europas mit – nach eigenen Angaben (2017) – ca. 19 000 Mitarbeitern an allen Standorten hat weiterhin einen sehr guten Ruf und leistet vorbildliche medizinische und diakonische Arbeit.

Der spätere Anstaltsleiter Johannes Busch äußerte allerdings 1992 an seinem 60. Geburtstag: *»Wir führen und gestalten unsere sogenannten diakonischen Einrichtungen seit Jahren nach rein säkularen Vorgaben«,* und gab zu bedenken, *»... ob das Wort ›diakonisch‹ in Verbindung mit unseren Einrichtungen angesichts dieser Entwicklung mehr sein kann als ein Etikett, das an die Anfänge erinnert ...«*

Heute wird man von dem geistlichen Leben, wie es in diesem bewegenden Buch so ergreifend geschildert wird, nur noch letzte und wenige Spuren antreffen. Umso dankbarer sind wir, dass dieses – mit einem warmen Herzen geschriebene – Buch an »alte, goldene Zeiten« erinnert. Damals wurde Bethel – auch zu Zeiten teilweiser äußerer Armut und Bedürftigkeit – durch glaubwürdige, leiderprobte Originale wie »Pastor Fritz«, den »Posaunengeneral« Johannes Kuhlo und auch solche Personen dieses Buches wie Günther und seine Freunde geprägt.

Gott schenke, dass dieses Buch beim Leser den Wunsch nach echtem, glaubwürdigem Christsein weckt und zu einer von Liebe zu Jesus Christus und zu den Schwachen der Gesellschaft motivierten Nachfolge Jesu führt.

Wolfgang Bühne
Meinerzhagen, im Frühjahr 2019

Einleitung (1976)

In diesem Buch geht es um einen wirklichen Lebenslauf. Den jungen Günther hat es tatsächlich gegeben, heute ist er ein längst erwachsener Mann. Im Juni 1974 habe ich ihn persönlich kennengelernt und mich bei einem gemeinsamen Spaziergang mit ihm unterhalten.

Dieses Buch handelt von einem wirklichen Ort. Es gibt Bethel, diesen Stadtteil von Bielefeld. Und ich halte dieses Bethel für eine der authentischsten Stätten auf der ganzen Welt – im Sinne des Evangeliums. Ich bin noch nie an einem Ort gewesen, wo so wie in Bethel im Sinne des Evangeliums aus der Liebe gelebt wird.

Dieses Buch berichtet von Günthers Leben, von dem leidvollen Leben der Anfallskranken, von der Geschichte Bethels und den historischen Ereignissen der Zeit. Ein Geschichtsbuch voll trockener Daten oder ein medizinisches Lehrbuch wollte ich allerdings nicht schreiben. Und überall da, wo es heißt »er sagte« oder »sie sagte«, musste ich mir natürlich etwas einfallen lassen, denn Tonbandgeräte gab es in der Zeit, von der ich hier berichte, anfangs noch nicht!

Ich hätte mir das Gute in der Fantasie nie so fesselnd und hinreißend ausmalen können, wie es mir in Bethel als Wirklichkeit begegnet ist. Hätte ich meine Fantasie auch noch so sehr spielen lassen, ich hätte mir doch nie so fesselnde und reizvolle Charaktere wie Pastor Fritz von Bodelschwingh und seine Frau Julia ausdenken können – oder wie jenen fröhlichen Posaunenspieler Gottes, Pastor Johannes Kuhlo!

Ja, ich muss gestehen: Der Günther, den ich mir in der Fantasie vorgestellt hatte, ehe ich nach Bethel kam, war längst nicht so fesselnd wie der wirkliche Günther, den ich dort schließlich kennenlernte.

»Der taugt zu nichts«

Im Leib seiner Mutter rieselte ihm nur ein kümmerlicher Lebenssaft durch die Nabelschnur zu. Die neue Umwelt, in die er eines Tages im Jahr 1914 hineingeboren wurde, gab ihm keine bessere Nahrung; vielleicht sogar noch schlechtere. Denn damals war die allerschlimmste Zeit, und seine Mutter war nicht die allerbeste Mutter. Sein Vater war fort, er war im Ersten Weltkrieg, den letztlich die ganze Welt verlor – wenn man auch in einigen Staaten nach dessen Ende glaubte, man hätte ihn gewonnen. Für den kleinen Günther, der in Deutschland zur Welt kam – in dem Land, in dem der Krieg mit einer verheerenden Niederlage endete –, bedeutete all dies zusammengenommen ein Leben als Krüppel, wie man sagte.

»Der taugt zu nichts«, sagte seine Großmutter gleichgültig, als sein Vater ihn nach Kriegsende aus den Händen der Frau rettete, die nicht die allerbeste Mutter war, und ihn zur Großmutter brachte. Diese wohnte in einer öden, schmutzigen Großstadt zwischen Rhein, Ruhr und Lippe.

Die Großmutter hatte ihr ganzes Leben lang, soweit sie sich erinnern konnte, Tag für Tag Fußböden gefegt und geschrubbt oder Wäsche auf dem Waschbrett gerieben. Nach ihrer Meinung hatten nur Leute, die sich auf eine solche Art nützlich machten, überhaupt ein Daseinsrecht (wobei es natürlich auch Leute gab, die so reich waren, dass sie es nicht nötig hatten, sich nützlich zu machen).

Die Großmutter hatte zwar ein verwachsenes und krummes Rückgrat, weil sie sich immerfort über das Waschbrett gebückt und für die feinen Leute gewaschen hatte, aber ihre langen Beine und ihre kurzen Füße gehorchten ihr doch. Wenn sie auch gebeugte

Schultern hatte, als sei sie ihr Leben lang durch zu niedrige Flure gekrochen, war sie trotz ihres Alters noch erstaunlich agil. Selbst wenn sie von einem langen Arbeitstag todmüde war, trugen ihre Beine sie in den Wald, sammelten ihre Arme Brennholz und legten es in einen kleinen Handkarren. Die Großmutter hatte zittrige Hände, aber sie konnte doch Kartoffeln für das Abendessen schälen oder Rüben schaben.

Aber dieser Enkel, der von Rechts wegen Brennholz sammeln, den Eimer mit Schmutzwasser unten im Rinnstein ausleeren und die Asche wegbringen sollte – dieser Balg war kein Scheit Brennholz wert, keinen Eimer mit Kartoffelschalen und verfaulten Kohlblättern! Er war nur ein unbrauchbarer Klotz von einem Menschen, jawohl, das war er und weiter nichts! Eine Missgestalt vom Kopf bis zu den Füßen. Die Beinknochen, die Fußgelenke, die Arme, Handgelenke und Finger, Schädel- und Kieferknochen, Rückgrat und Hüften – alles missgestaltet!

Die weichen und durchlässigen Knochen des Säuglings waren durch Mangel an Kalzium und an Sonne tragischerweise zu lange weich und durchlässig geblieben. Und all die so entstandenen Verdrehungen und Missbildungen der Knochen hatten sich dann für immer verhärtet. Sogar die Knie, Ellenbogen, Hand- und Fußgelenke waren steif und hart geworden. Man konnte glauben, die Hände seien von einem Blinden in Boxhandschuhen an den Armen befestigt worden. Die Füße sahen aus, als wären sie von jemandem angeschraubt worden, der die letzte Vierteldrehung vergessen hatte; sie standen schief und zeigten nicht richtig nach vorn. Vom Kopf bis zu den Füßen gelähmt, war der Junge noch dazu sehr wahrscheinlich schwachsinnig, denn die Laute, die aus seiner Kehle drangen, waren mehr ein Lallen als ein Sprechen. Dabei rollte er mit dem großen Kopf, spannte den dünnen, verdrehten Körper, und dann brachte er nur etwas heraus, was so ähnlich klang wie: »H-ha-m! H-ha-m!«

Das also, schien es, würde dieser Balg von einem Enkel, diese Missgeburt, das ganze Leben lang bleiben: ein elender, unbrauchbarer Klotz von einem Menschen, der »H-ha-m! H-ha-m!« quäkte!

Die Großmutter schämte sich wegen ihres Enkels und hatte Angst vor dem Gerede der Nachbarn; darum versteckte sie den Jungen in ihrem einzigen Schlafzimmer und schloss die Tür hinter ihm. Eines Tages kam sie nach Hause und sah, dass er sich aus seinem Bettchen in der hintersten Ecke herausgewälzt und bis in die Küche vorgearbeitet hatte. Sie war erschrocken und aufgebracht. Ohne auf sein Schnaufen und sein glucksendes Jubelgeschrei zu hören, trug sie ihn wieder zurück und warf ihn heftig auf sein Bettchen. Als er seinen Unwillen zeigte und »H-ha-m! H-ha-m!« krächzte, geriet sie in hellen Zorn. »Ist es nicht genug, dass ich dich füttern und waschen muss? Ist es nicht genug, dass du an jedem Löffel Suppe würgst, der in deinen Mund kommt? Musst du jetzt auch noch anfangen, dich herumzutreiben und mir noch mehr Arbeit zu machen?«

Von da an schloss sie die Schlafzimmertür zu, ebenso die Tür zwischen der winzigen Küche und der düsteren Hintertreppe. Und damit er auch ganz bestimmt still blieb, wenn sie fort war, gab sie ihm einen Esslöffel Beruhigungssaft. Das war ein altes Hausmittel und sollte angeblich »alle Schmerzen lindern, Blähungen beseitigen und gegen Durchfall helfen«. Der Junge schrie zwar nicht viel und nicht laut – wenn er überhaupt schrie. Da man nie auf sein Schreien achtete, hatte er es aufgegeben, auf diese Weise zu zeigen, dass ihm etwas fehlte. Die meiste Zeit schlief er – unruhig und mit Unterbrechungen –, oder er saß angelehnt in einer Art dumpfen Leidens auf einem Kissen. Die zwei Esslöffel Beruhigungssaft pro Tag bekam er nur zur Sicherheit, damit er auf keinen Fall die Leute störte, die im gleichen Haus oder an der anderen Seite des engen Hofes wohnten.

Ein ganzes Jahr lang – er war damals sechs Jahre alt – bedeutete das Hinterzimmer in Großmutter's winziger Mietwohnung für ihn die Welt. In mancher Hinsicht war es eine bessere Welt als die kümmerliche elterliche Einzimmerwohnung, in der er die ersten fünf Lebensjahre zugebracht hatte, und so war er nicht besonders unglücklich oder traurig. Wer nie einen Kirschbaum gesehen hat, nie eine dicke, runde, rote Kirsche gepflückt und geschmeckt hat, wer noch nie gehört hat, dass es überhaupt Kirschbäume gibt – der vermisst einfach keine Kirschen, der hat kein Verlangen nach Kirschen und weint nicht, weil er keine Kirschen bekommt. Wenn er hungrig ist und weint, dann verlangt ihn nach der dünnen, wässrigen Rübensuppe und dem Schwarzbrot, seiner gewohnten Nahrung. Muss er lange auf sein Abendessen warten, liegt er da und träumt vor sich hin, indem er an eine heiße, gekochte Kartoffel denkt – weiß, mehlig und auf der Zunge zergehend. Das Wasser läuft ihm im Mund zusammen. Vielleicht fließt ein wenig Speichel aus dem Mundwinkel und läuft ihm am Kinn herunter. Und das alles wegen einer gekochten Kartoffel, ohne Butter, ohne Sahnesoße – einfach eine gekochte Kartoffel.

Ein einjähriges Kalb, das nie aus dem Stall herausgekommen ist, in dem es geboren wurde, ist nicht besonders unglücklich oder traurig, weil es in einem nur spärlich beleuchteten Stall lebt – das heißt, wenn es im Laufe des Tages regelmäßig gefüttert und getränkt wird und saubere Streu für sein Lager bekommt. Zu Ehren der Großmutter sei gesagt, dass sie den kleinen »Krüppel« im Hinterzimmer pflichtbewusst fütterte und ihn jeden Morgen und Abend pflichtbewusst auf den Topf setzte. Hatte er das nicht abwarten können, so bekam er Schläge auf sein nasses Hinterteil, aber danach wechselte sie pflichtbewusst das Bettuch aus. So viel musste eine Frau schließlich tun, die sich rühmte, bei ihr könne man vom Fußboden essen. Der kleine Junge im Hinterzimmer wusste das durchaus zu schätzen.

Der Junge wusste anscheinend sogar das tägliche gereizte oder bittere Nörgeln der Großmutter zu schätzen. Auch das gehörte zu seinem Tageslauf – die einzige Stimme in seiner sonst stummen Welt.

»Ein Nichts bist du! Nichts weiter als ein Nichts bist du!«, sagte sie manchmal zu ihm.

Dann belebten sich die ernsthaften dunklen Augen des Jungen und gaben zu verstehen, dass er die persönliche Anrede schätzte – sonst sprach ja nie jemand mit ihm. Die Großmutter lachte spöttisch: »Du bist ein solches Nichts, dass du nicht mal weißt, was ein Nichts ist.«

Aber hin und wieder durchbrach etwas die Zufriedenheit des Jungen, dessen einfachste leibliche Bedürfnisse gewohnheitsmäßig befriedigt wurden, auf seltsame Weise. Dann war es, als empfinde seine Hinterzimmer-Welt ein Telegramm aus einer anderen Welt. Eine solche Botschaft war ganz anders als das, was sonst durch das Fenster zu ihm drang – das Läuten der Kirchenglocken, das Trappeln der Pferdehufe, das Rumpeln der Wagenräder auf holprigen Pflastersteinen. (Man darf nicht vergessen: Damals brauste, kreischte, dröhnte und hupte es noch nicht auf den Straßen.) Das war, als wolle jemand oder etwas ihm Nachricht geben von einer Wirklichkeit, die er eigentlich kennen sollte. Als ob etwas versuchen würde, in eine große Leere vorzustößen, in ein geheimes, wunderbares, unbegreiflich Großes. In solchen Augenblicken wurde seine gewöhnliche Zufriedenheit von Freude oder Kummer – oder beidem zugleich – durchbrochen.

Eine derartige Nachricht kam zu ihm von dem rot karierten Tischtuch, das die Frau im zweiten Stockwerk an einer Wäscheleine draußen vor ihrem Fenster aufhängte. Einmal in der Woche flatterte das rot karierte Tischtuch da draußen vor seinen Augen. Jeden Montagmorgen, bei Regen und Sonnenschein, im Winter wie im Sommer. Ob dieses rot karierte Tischtuch vom Regen

triefte und schwer herunterhing oder im Wind wehte und knatterte – es erfüllte ihn stets mit einer eigenartigen Freude. Das war etwas ganz anderes und viel Größeres als das Behagen bei dem ersten Schluck warmer Linsensuppe, die ihm an einem Tag, da er im Hinterzimmer seinen eigenen Atem sehen konnte, in die Kehle rann. Es war etwas ganz anderes und viel Größeres, als ein trockenes Bett unter sich zu fühlen, nachdem er den halben Tag in kalter Nässe gelegen hatte. Es war eine Botschaft von etwas Unbekanntem aus einer fremden Welt. Und doch war es kein reines Freudenzeichen, denn es schien ihm auch zu sagen, dass in seiner Welt etwas fehlte. Nichts Verlorenes – nein, etwas, was er nie besessen hatte.

Eines Tages im Sommer hatte die Großmutter das Fenster offen gelassen, sodass er hörte, wie die Frau, die das rot karierte Tisch-tuch aufhängte, einem Kind unten im Hof zurief:

»Bettina, Liebling, ich muss dir mal etwas sagen.«

»Was denn, Mami?«, piepste ein Stimmchen von unten herauf.

»Du bist mein allerbestester Schatz!«

In dem Tonfall der Mutter und im köstlich hellen Lachen des Kindes lag ein Ausdruck, der bei dem Krüppel im Hinterzimmer nicht Freude auslöste, sondern einen plötzlichen und schrecklichen Kummer. Er rollte aus seinem Bett auf den Fußboden und hämmerte mit den unnützen Klumpen seiner Hände und Füße darauf los. Sein ganzer Körper wurde geschüttelt von einer Empfindung, die er weder geistig noch sprachlich erfassen konnte. Diesmal beschmutzte er sich und auch den Fußboden so gründlich, dass man wahrhaftig nicht mehr davon hätte essen können. Als seine Großmutter von der Arbeit heimkam, schimpfte sie ihn wütend aus, und es gab kein Abendessen.

»Ich kann dir sagen, lange lass ich mir das mit dem Balg da nicht mehr gefallen!«, erklärte sie ihrem Sohn. Er kam gerade von der hoffnungslosen Arbeitssuche im Ruhrgebiet zurück.

»Ich hab 'ne Frau für mich gefunden«, meinte er mürrisch, »wenn wir heiraten, nimmt die ihn vielleicht.«

»So, eine Frau kannst du finden, aber keine Arbeit!«, sagte die Großmutter voller Hohn.

Doch die junge Frau trat energisch auf: Mit einem verkrüppelten Stiefsohn wolle sie nichts zu tun haben, und damit hatte sich das für sie erledigt.

Bald danach trat auch die Großmutter energisch auf. Das kam so: Sie war in Eile gewesen, um noch vor Ladenschluss das Gemüsegeschäft zu erreichen. Deshalb hatte sie weder die Tür zum Hinterzimmer noch die Küchentür abgeschlossen. Die Nachbarsjungen waren schon oft heimlich die Treppe heraufgeschlichen – voller Neugier, was für ein Kind da hinten wohl versteckt würde. Diesmal gelang es ihnen hereinzukommen. Sie gingen auf Zehenspitzen durch die Küche und öffneten die Tür.

»O nein!«, riefen sie alle miteinander.

»Is' der aber doof!«, sagte einer.

»Der hat se nich' alle!«, sagte der Nächste.

»Das is' gar kein richtiger Mensch!«, sagte der Dritte.

Die Großmutter war hinter ihnen die Treppe heraufgekommen und hatte jedes Wort gehört. Die Jungen flüchteten eilig vor ihrem wütenden Geschrei und ihren Schlägen.

Am gleichen Abend sagte sie zu ihrem Sohn, der schuldbewusst zu Besuch kam:

»Das mach ich nicht mehr mit, der muss in 'ne Anstalt. Du musst ihn wegbringen, nach Bethel.«

»Bethel ist bloß für solche, die Anfälle haben«, meinte er.

»Ich hab gehört, die nehmen da auch Krüppel und Idioten.«

Der Junge begriff zunächst nicht, dass seine bekannte und geordnete Welt nun einstürzen sollte – bis die beiden, die Großmutter und der Vater, ihn aus dem Hinterzimmer herausholten und anfangen, ihn in ungewohnte Kleider zu stecken. Der Vater,

kleinlaut dem Blick des Jungen ausweichend, sagte ihm, er käme fort. Er selbst und die Großmutter würden ihn wegbringen. Sie würden nicht bei ihm bleiben, sie würden hierher zurückgehen. Er käme nicht zurück, er sollte dort bleiben, wo man ihn hinbrachte.

Das verstand der Junge. In diesem Augenblick ging ihm die Wahrheit auf. Schlagartig begriff er nicht nur den jetzigen Schmerz und die Angst vor dem, was nun geschehen würde, sondern auch den Schmerz und die Schmach seines bisherigen Daseins. Er war ein Verstoßener, er war schon immer ein Verstoßener gewesen. Aber in das schreckliche Unbekannte ausgestoßen zu werden! Nein, nur das nicht!

Mit einem plötzlichen Ruck warf er sich wie ein Tier aus den Armen des Vaters auf den Fußboden. Er wälzte sich auf den Bauch und stützte sich auf seine gekrümmten Hände und Füße. Gleich einem bedrängten Tier bot er ihnen die Stirn. In kurzen, keuchen- den Lauten schrie er, so deutlich, wie er nur je geredet hatte: »N-nich h-ha-m! N-nich h-ha-m!«

Haus Patmos

»So, da hätten wir also noch ein hilfloses kleines Wesen«, sagte Pastor Wolf und nahm dem verlegenen Vater den Jungen aus den Armen. »Wie heißt du denn?«, fragte er und schaute forschend in die dunklen Augen des Kindes.

Schweigen. Das gleiche dumpfe Schweigen wie auf der langen Bahnfahrt nach Bielefeld und auf dem weiten Fußweg durch den Nieselregen bis zur Aufnahmestelle in Bethel. Selbst als die Großmutter einen Schritt hinter ihnen zurückgeblieben war und das Wasser von ihrem Schirm dem Jungen gerade ins Gesicht tropfte, hatte er keinen Laut von sich gegeben.

»Er heißt Günther«, sagte der Vater.

»Spricht Günther denn?«

»Nicht viel«, antwortete schroff die Großmutter.

»Sprechen *Sie* mit Günther?«

»Was soll man da schon reden – mit so einem, wie der ist!«, meinte die Großmutter bissig.

Der Pastor zog den Jungen unwillkürlich näher zu sich heran. »Alles!«, antwortete er. »Je mehr diese armen Kleinen leiden, desto mehr müssen wir mit ihnen sprechen.«

»Günther«, redete er den Jungen selbst an, »wir werden dich zu den Kindern in einem Haus schicken, das ›Patmos‹ heißt. Haus Patmos hat seinen Namen von einer griechischen Insel, auf der Johannes, Jesu Lieblingsjünger, eine Offenbarung hatte. Ich glaube, mein Junge, dass Haus Patmos für deine kleine Seele gerade das Richtige ist und dass du dort das findest, was du brauchst.«

Haus Patmos liegt etwas höher im schützenden Tal des Teutoburger Waldes, und Pastor Wolf bat einen Jungen, der gerade vor-

beikam, ihnen den Weg dorthin zu zeigen. Der Junge verschwand aber bald in einer Bäckerei, angelockt durch ihre leckeren Düfte. Die hätten auch einen sehr willensstarken Menschen in Versuchung bringen können.

Die alte Frau und ihr Sohn mit Günther auf dem Arm wanderten ziemlich lange bergauf, bergab, denn sie wagten nicht, nach dem Weg zu fragen. Schließlich landeten sie auf einem hoch gelegenen Friedhof mit vielen Reihen sauberer weißer Kreuze. Zwei Mädchen gingen Hand in Hand zwischen den Gräbern umher, und die Großmutter sprach sie an. Als die Mädchen ihr das Gesicht zuwandten – das eine blind und ausdruckslos, das andere voll runzeliger, brandroter Muttermale –, geriet sie mit ihrer Frage ins Stocken und verstummte wieder. Die eingefallenen Augen in dem wunderbar maskenhaften Gesicht des einen Mädchens betrachteten sie ruhig. Die dicken Lippen bewegten sich, und es sang:

Gelobt sei Gott im höchsten Thron
samt Seinem eingebornen Sohn,
der für uns hat genug getan.

Dann stimmten beide Mädchen eine Reihe von weithin klingenden Hallelujas an. Die drei, die stolpernd davoneilten, hörten sie auf dem ganzen Weg, der steil zur Straße hinunterführte.

Ein Mann mit einem üppigen Bart, der eine Posaune bei sich trug, kam in klappernden Holzschuhen die Straße entlang.

»Was meinst du, ist das auch ein Verrückter?«, flüsterte die Großmutter. Da sie sich nicht sicher war, überließ sie es ihrem Sohn, den Mann zu fragen: »Ach bitte, wo geht es hier nach Haus Patmos?«

»Haus Patmos?«, lachte der Mann vergnügt, sodass seine Augen blinkten und zwinkerten. »Also nach Patmos wollen Sie! Nein, so etwas, dass Sie ausgerechnet dahin wollen, wo ich auch hingeh! Kommen Sie nur mit!«

Wie ein General vor seinen Truppen zog er vor ihnen her, setzte die Posaune an und fing an zu blasen. Er spielte das altbekannte Kinderlied »Alle Vögel sind schon da«.

Als er sich nach ihnen umschaute und sah, dass sie noch standen und zögerten, spielte er eine andere Melodie: »Ihr Kinderlein, kommet, o kommet doch all!«

»Der ist auch verrückt. Die sind hier alle verrückt!«, brummte die Großmutter.

»Kann sein, oder vielleicht auch nicht«, antwortete der Vater. »Am Ende sind die normal und wir die Verrückten.«

Damit packte er den Jungen fester, der sich ein wenig in eine sitzende Haltung hochgeräkelt hatte – fast so, als habe er geschlafen und sei durch die Posaunenklänge geweckt worden. Sein Körper bog sich und neigte sich zu dem bärtigen Posaunenbläser hin. Der schwenkte fröhlich seine Posaune, wandte sich wieder nach vorn und marschierte weiter auf Patmos zu. Der Vater – er war schließlich ein ehemaliger Soldat – ging im Gleichschritt hinter dem vergnügten »General« her, und die völlig erschöpfte, verwirrte Großmutter trabte hinterdrein. Jetzt blieb sie zwei Schritte zurück. Sie war überzeugt, dass die beiden heiteren Diakonissen, denen sie begegneten, die zwei jungen Männer, die unter Gelächter zwei Kranke in Rollstühlen schoben – wobei die Kranken von einem Ohr bis zum andern grinnten –, dass die alle über sie drei lachten. An diesem irrsinnigen Ort lachte jeder über sie!

Die Straße war ziemlich lang und mehrfach gekrümmt; als sie schließlich Haus Patmos erreichten, hatten die klaren Töne des fröhlichen Posaunenliedes sie schon angekündigt. Eine Schar von Kindern erwartete sie. Lachend, rufend und winkend krochen, hinkten, stolperten und taumelten sie ihnen entgegen und streckten ihre Hände aus.

»Kuhlo! Kuhlo!«, riefen sie. »Pastor Kuhlo ist da!«

Er gab ihnen die Hand, jedem einzelnen Kind. »Monika, meine kleine Drossel! Gisela, meine Feldlerche! Heinz, mein rotköpfiger Specht! Seht mal, ihr Vögelchen, ich bringe euch noch einen kleinen Singvogel, damit er mit euch zusammen Loblieder singt. Ich habe noch gar nicht gefragt, wie er heißt ...«

»Günther heißt er«, sagte die Großmutter rasch, um die Stummheit des Jungen zu verbergen. Sie schaute einmal eilig und voller Entsetzen auf die Kinder; dann ließ sie ihre Blicke nach allen Seiten wandern, nur nicht zu diesen erschreckenden Gesichtern, die – wie ihr schien – so gar nichts von menschlicher Lieblichkeit an sich hatten. Die Kinder streckten die Hände aus, um nach Günther zu fassen, sie sagten seinen Namen, und zwar immer wieder, bis es ein Sprechchor wurde. Voller Staunen sah der Junge auf sie herunter, halb ängstlich, ob das auch alles wahr sei, und halb furchtsam, ob er es vielleicht nur träume.

Eine Diakonisse schlüpfte durch die Kinderschar nach vorn. Sie trug ein langes schwarzes Kleid und eine gekräuselte weiße Haube, die unter dem Kinn zu einer großen Schleife zusammengebunden war. An der Hand führte sie einen blinden Jungen.

»Willi, mein kleiner Willi, hier bringe ich dir einen neuen Freund«, sagte Pastor Kuhlo. »Günther, das ist Willi. Er ist ohne Augen zur Welt gekommen, aber dafür hat Gott seinem Herzen Augen gegeben, und die sehen viel besser als deine oder meine Augen.«

Der Junge schaute von den Armen des Vaters herunter in das Gesicht mit den leeren Augenhöhlen. Langsam ließ er den rechten Arm sinken und berührte die tastende Hand. Seine starre Hand spürte wie durch dicke Fausthandschuhe hindurch, dass die Finger des blinden Jungen seine eigenen stocksteifen Finger fassten.

»Schwester Mathilde, meine liebe Elster«, sagte Pastor Kuhlo, »wir bringen Ihnen hier noch ein Küken für Ihr Nest. Günther, das ist Schwester Mathilde.«

»Nun, mein Lieber«, redete er den Vater an, »werfen Sie all Ihre Sorgen auf den, der gesagt hat: ›Lasst die Kinder zu mir kommen.‹¹ Schwester Mathildes Arme sind seine Arme.«

Pastor Kuhlo ließ seine Augen auf der alten Großmutter und dem Vater ruhen, denen immer elender zumute wurde.

»Sie sehen«, sagte er freundlich, »Bethel ist nicht von Mauern umgeben, nur von den grünen Wänden unseres Waldtales. Wir haben hier keine riesige Anstalt, wir sind einfach und einzig die Arme Christi. Sie brauchen keine Angst zu haben, uns Günther hierzulassen.«

Plötzlich, beinahe wild, legte Günthers Vater den Jungen der Diakonisse in die Arme. »Angst nicht, Herr Pastor«, brach es aus ihm heraus, »aber ein schlechtes Gewissen!« Und ohne noch ein Wort zu sagen, ohne sich zu verabschieden, wandte er sich ab und ging eilig fort. Die alte Frau trabte im Abstand von drei Schritten hinterher.

»Ach, das haben sie alle, wenn sie hier von ihren Kindern weggehen«, seufzte die Diakonisse. »Ein ganz schreckliches Schuldgefühl!«

»Hoffentlich wissen sie, wo die Vergebung zu finden ist«, sagte Pastor Kuhlo. Er setzte seine Posaune an die Lippen und spielte für die beiden dunklen Gestalten, die eilig das Tal verließen, Luthers Lied nach dem 130. Psalm: »Aus tiefer Not schrei ich zu Dir ...«

»... schrei ich zu Dir ...«, hallten die Töne vom Waldhang gegenüber als Echo zurück.

»Günther«, sagte Pastor Kuhlo, als die kleine Schar den Weg zwischen Blumenbeeten entlang zum Haus Patmos ging, »drinnen sind noch mehr Vögelchen, aber sie haben gebrochene Flügel und können nicht fliegen. Ich gehe sie besuchen und Loblieder für sie spielen.«

1 A. d. H.: Vgl. Markus 10,14 und Lukas 18,16.

Wenn jemand aus einem dunklen Zimmer plötzlich in einen strahlend hellen Raum kommt, ist er zunächst so geblendet, dass er nicht richtig sehen kann und fast die Dunkelheit vorziehen würde. So tastete sich Günthers Seele zurück in seine dunkle Welt, klammerte sich an die Gestalten, die er zuletzt gesehen hatte, wie sie die Straße entlang und aus dem Tal hinaus liefen, ja, fast eilten. Aber der blinde Willi hatte ihn krampfhaft gepackt, er hielt Günthers Tränen zurück, er hielt ihn fest in diesem neuen, hellen Raum.

Als Schwester Mathilde Günther in einer großen Wanne gebadet, ihm ein weißes Nachthemd angezogen und ihn behutsam in ein sauberes, frisches Bett gelegt hatte, sagte Willi durch die Gitterstäbe zu ihm: »Günther Freund von Willi!«

Dann kam Schwester Anna und wollte Willi zum Abendessen holen; da erklärte er: »Günther Freund von Willi, Willi bei Günther bleib'n.«

»Aber du isst doch im großen Speiseraum, Willi«, sagte Schwester Anna, »weil du allein essen kannst. Günther wird im kleinen Speiseraum essen, denn er braucht Hilfe.«

»Tschüss, Günther, Willi wiederkommen!«

Günther schaute unverwandt auf das blinde Gesicht, das sich gegen die Stäbe seines Gitterbettchens presste. Doch er sagte keinen Ton.

»Günther nich' red'n«, meinte Willi und ging traurig fort. »Willi nich' sehn, Günther nich' red'n.«

Bis er jedoch zur Tür gekommen war, hatte seine übersprudelnde Fröhlichkeit schon wieder gesiegt: »Günther Freund von Willi«, rief er, »Willi für Günther red'n, Günther für Willi sehn!«

Als Willi fort war, fühlte der Junge sich plötzlich allein, aber nicht traurig. Er fing jetzt schon an zu ahnen, dass die weiße Haube der Diakonissen eine Botschaft war. Die breite weiße Schleife unter dem Kinn war ein Zeichen strahlender Hoffnung – wie das

rot karierte Tischtuch. Und zu seiner grenzenlosen Überraschung und Freude erschien das rot karierte Tischtuch plötzlich auch hier in seinem ganz neuen Leben. Er entdeckte es sofort, als Schwester Mathilde ihn in den kleinen Speiseraum brachte, wo die völlig hilflosen Kinder gefüttert wurden. Die fürsorgliche Schwester, die ihn in seinem Stuhl anschnallte, dachte sicherlich, dass das freudlose Gesicht des kleinen Jungen beim Anblick des Schokoladenpuddings strahlte. Doch der Junge hatte noch nie in seinem Leben Schokoladenpudding gegessen. Wie hätte er denn wissen sollen, dass dieses wabbelige, dunkelbraune Zeug so herrlich schmeckte? Aber das rot karierte Tischtuch, das war ein alter Bekannter. Nur war ihm unbegreiflich, wie in aller Welt es denn hinter ihm her wandern und auf diesen Tisch kommen konnte!

Das Wiederauftauchen des rot karierten Tischtuchs – oder besser gesagt, seine geheime Botschaft, dass ihn eine Freude erwarten würde, die er vorher nie gekannt hatte –, diese Botschaft trug ihn durch eine erste Erfahrung hindurch. Solche Erfahrungen sollten ihm so vertraut werden wie der Anblick von Rollstühlen und wie die Lederhelme, die manche, besonders schwer anfallskranke Patienten als Kopfschutz trugen.

Schwester Elisabeth fütterte Rosemarie, ein kleines Mädchen, dem der Kopf schwer herunterhing und von einer Seite zur anderen rollte. Plötzlich stieß Rosemarie einen seltsamen Laut aus und sackte nach rechts ab. Dabei schlug sie mit dem rechten Arm auf die Schüssel voll Linsensuppe und stieß sie um, sodass Schwester Mathilde und Günther über und über bespritzt wurden. Ihr Kopf fiel mit einem Ruck nach hinten, ihre Zähne waren krampfhaft zusammengepresst. Dann wurde ihr ganzer Körper, der so plötzlich in sich zusammengefallen war, mit einem Mal steif wie ein Brett. Danach entspannte er sich wieder, langsam und ruckweise. Mit einem stöhnenden Klagelaut öffnete sie die Augen und sah sich ängstlich um.

Dem Jungen war es, als würde das rot karierte Tischtuch fahl, dann düster und drohend. Ein Schauer durchrieselte ihn. Doch mit einem Mal lag er Schwester Mathilde im Schoß, und sie wiegte ihn in ihren Armen – so wie Schwester Elisabeth Rosemarie hielt und wiegte. Beide Diakonissen begannen leise zu singen; und es schwang etwas in ihrer Stimme, wodurch sie mehr waren als Sozialarbeiterinnen, mehr als Pflegerinnen – mütterlicher, als es manche Mütter sind.

Während sie so sangen, wurde das rot karierte Tischtuch wieder hell und leuchtend. Dann verschwand es allmählich. So fest schlief der Junge, dass er nicht merkte, wie er in sein Bett zurückgebracht wurde, und nicht hörte, wie Willi flüsterte: »Gu'nacht, Günther, Freund!«

Liebe ist die beste Medizin

Am nächsten Tag machte Dr. Blümcke seine Arztvisite in Haus Patmos. Dabei untersuchte er natürlich auch den neuen Jungen. Er sah dem Jungen in den Mund und stellte fest, dass der Unterkiefer deformiert war. Er ließ seine prüfenden Hände sacht über das krumme Rückgrat gleiten, über die verformten Hüften, den zu engen Brustkorb, die gekrümmten Gliedmaßen, die hakenförmig gebogenen Hände und die entstellten Füße.

»Ach Günther, mein Junge«, sagte er, und seine Stimme klang traurig, »wenn ich dich doch schon gesehen hätte, als du zwei Jahre alt warst! Aber schau mal zu, was mit viel Sonne und frischer Milch zu machen ist. Wir werden dein Bett nach draußen bringen und unter die Bäume stellen. Vorläufig noch nicht in die heiße Augustsonne, Junge. Deine Haut ist so grau wie die grauen Käfer im Keller oder unter Dielenbrettern und Steinen. Aber so viel Milch wie möglich – Milch von den amerikanischen Kühen.«

Dr. Blümcke beugte sich dicht über den Jungen, sah ihm in die wachen Augen und sagte langsam und klar: »Hat dir schon jemand von den amerikanischen Kühen erzählt, Günther? Vor genau zwei Monaten haben wir sie bekommen. 27 schöne Kühe aus Amerika, dazu einen großen, mächtigen Bullen und ein Kälbchen, das erst eine Woche alt war und umsonst übers Meer fahren durfte. Auf dem Frachtschein stand es nämlich noch nicht drauf. Die Tiere sind ein Geschenk von Kindern der Sonntagschulen in Chicago, von Frauen aus den Kirchengemeinden in Detroit und vielen anderen amerikanischen Christen. Am Heiligen Abend im letzten Jahr hat uns Pastor Fritz erzählt, dass

wir die Tiere bekommen würden. Um Ostern herum dachten wir schon fast, sie kämen überhaupt nicht mehr. Aber schließlich sind sie doch gelandet. Von New York bis Bremen sind sie auf einem Schiff gereist, dann weiter mit der Bahn bis Bielefeld. Zuletzt durch unser Tal hier – war das ein Festzug! Da hättest du dabei sein müssen, Günther! Alle, die in Bethel laufen können, gingen in dem Festzug mit, und alle anderen sahen aus den Fenstern zu. Und Musik war dabei, Günther! Pastor Kuhlo mit seiner Blaskapelle, das Mundharmonika-Orchester, außerdem Fahnen, Flaggen, Blumen. Die Kinder hatten Blumenkränze geflochten, um die Kühe damit zu schmücken, und eine Krone aus Eichenblättern für Seine Majestät König Amerikanus, den Bullen. Die kleine Prinzessin – das Kälbchen, das erst einige Wochen alt war – fuhr in einem Wagen. Dessen Räder waren mit langen Margeriten-Girlanden durchflochten. Alle waren wir in dem Prunkzug mit dabei – die Leute, die Kühe, der Bulle und das Kälbchen. Die ganze Straße vom Eingang nach Bethel bis zum Quellenhof. Dort sind nun die Kühe und geben Milch, damit du so kräftig und gesund wirst wie – wie ...«

Die Augen des Arztes wurden wieder traurig. »... so kräftig, wie wir es mit unserem schwachen menschlichen Können fertigbringen bei deinem armen, unschuldigen, kranken Körper«, sagte er, mehr zu sich selbst als zu dem Jungen. »Ich wünschte, ich hätte dich zu sehen bekommen, als du zwei Jahre alt warst.«

Ehe Dr. Blümcke das Haus verließ, meinte er zu Schwester Mathilde, dies sei der schlimmste Fall von Rachitis, den er in seiner ganzen ärztlichen Praxis je gesehen habe.

»Glauben Sie, dass sein Gehirn auch gelitten hat?«, fragte die Diakonisse. »Er hat noch kein Sterbenswörtchen gesagt, seit er hier ist.«

»Seine Augen sind so wach und so lebhaft und beweglich. Das ist meistens ein Zeichen von Intelligenz.«